

Für unsere Kinder

Nr. 11 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1910

Inhaltsverzeichnis: Spruch. Von Friedrich Hebbel. — Die Eisbrecher. Von Ernst Preczang. — Wie's kam. Von Emma Döly. (Gedicht.) — Das Böten der Metalle. Von A. Schulte. — Jack, der Spaß. — Die hundertjährige Aloe. Aus dem Russischen des A. Kuprin von ed. — Kinderreim. Von Gustav Falke. (Gedicht.)

Spruch.

Dein Charakter ist das Wort, das du der ganzen Welt gibst. Wirst du also deinem Charakter ungetreu, so brichst du der ganzen Welt dein Wort.

Friedrich Hebbel.

○ ○ ○

Die Eisbrecher.

In dichten Haufen standen die Menschen am Ufer und rieben sich fröstelnd die Hände. „Es ist doch gar zu kalt in unserem Lande. Die Sonne kriegen wir kaum zu sehen; Nebel und Dunkelheit lasten schwer auf uns.“

Und alle nickten stumm dazu und sahen stumpf hinaus auf die unendliche Wüste grauen Eises, die sich vor ihren Augen ausbreitete und weit, weit hinten im weißen Nebel verschwand.

„Man müßte entfliehen,“ sagte träumerisch ein Junger.

„Entfliehen!“ Sie lachten spöttisch. „Wohin?“

„Nach dem anderen Ufer.“ Die Wangen des Sprechenden röteten sich und seine Stimme zitterte vor Erregung. „Dort, wo das Eis zu Ende ist, soll das Glückland liegen. Eine freundliche Sonne scheint über blühenden Gärten und fruchtbaren Feldern. Es ist hell und warm. Wir könnten wohl Freude dort finden. Freude und Freiheit!“

„Du Narr! Das sind Märchen!“ Einige lachten. Andere schüttelten ernst den Kopf und blickten sinnend hinaus: „Niemand noch hat es gesehen, das Land, von dem du sprichst, Heinrich. Es wird so vieles erzählt, aber die Wahrheit weiß niemand.“ „Vielleicht ist es dort noch schlimmer als bei uns.“ Ein kleiner Mann mit unruhig flackernden Augen trat vor.

„Ich hab' den Herrn Pfarrer gefragt. Er meint, eine Art Hölle wird's sein. Heiß, glühend heiß. Die Menschen sind Sklaven und tragen

eine Kugel am Bein.“ „Sind wir nicht auch Sklaven?“ fragte Heinrich. „Arbeiten wir nicht Tag um Tag, nur um den Hunger zu stillen? Tragen wir nicht eine Kugel an unserer Seele? Aber die Sonne sehen wir nicht.“

„Es ist alles Schwaß!“ Ein großer, knochiger Gesell mit niedriger Stirn und trüben Augen drängte sich aus dem Haufen. „Keine Hölle ist dort und kein Glückland. Ich habe meinen Herrn gefragt. Ausgelacht hat er mich. Luft ist da, sagte er. Es gibt überhaupt kein anderes Land als dieses hier. Hier hat uns Gott hergesetzt, sagte er. Es ist unsere Bestimmung, hier zu sein, zu arbeiten, zu leiden und zu sterben. Laß dich nicht verlocken, sagte er. Schon mancher ist ausgezogen nach dem Glückland, aber niemals wiedergekommen. Die Fürwichtigen straft der Himmel.“

„Sie brauchen uns hier,“ grollte Heinrich. Dann hob er den Kopf: „Wozu fragt ihr immer andere? Fragt euch doch selbst. Niemand kann es uns sagen, wenn wir selber es nicht wissen. Vielleicht sind doch welche hinübergekommen und sind einfach dort geblieben, weil es ihnen besser gefiel.“

„Die Flut hat sie verschlungen,“ sagte eine dumpfe Stimme.

Sie schrakten zusammen und flüsternten scheu: „Der alte Tobias!“

Ein weißhaariger Greis mit halb erloschenen Augen trat in den Kreis: „Einer ist wieder gekommen. Seht mich an. War so alt wie du, Heinrich, als es mich hinaustrieb, das Glückland am anderen Ufer zu suchen, von dem die Leute erzählen. Bin nicht weit gekommen. Das Eis ist glatt und hügelig. Bei jedem Schritt fast bin ich gestrauchelt. Aber ich ließ nicht nach und bin blutend und ächzend weitergestürzt. Bis meine Augen voll Grauen vor sich hinstarren und es wie Brandung an mein Ohr schlug. Schwarz lag's vor mir in wogender Flut. Fast hätte sie mich hinabgerissen. Aber ich warf mich nieder am Rande,ehrte um und begann zu kriechen. Und so, auf allen vieren, zerschunden und gebrochen, kam ich zurück.“

Die Umstehenden schauderten. Nur Heinrich fragte: „Und hinter der Flut?“

„Hinter der Flut war wieder Eis,“ entgegnete der Alte. „Dann wieder Flut. Und so wechselt's wohl ab bis ins Unendliche.“

„Ein Ende muß sein!“ Hinrich's Augen blitzten. „Laßt uns ein Boot bauen! Wer geht mit?“ Sie lachten leise: „Du armer Narr! Es wäre ein Kampf auf Leben und Tod.“

Nur zwei noch fanden sich. Die traten zu Hinrich und sagten: „Versuchen wir's. Es ist gleich, ob wir hier im Dunkel sterben oder im Kampfe umkommen.“ — — — — —

Sie bauten ein Boot aus Stahl und Eisen und trugen es ans Ufer. Wieder standen fröstelnd die Menschen hier.

„Ihr wollt wohl auf dem Eise fahren?“ spöttelten sie.

„Oh' ihr es bis zur Flut getragen, seid ihr umgekommen,“ warnte der alte Tobias.

„Nicht wir wollen das Boot tragen, sondern das Boot soll uns tragen,“ erwiderte Hinrich und wandte sich zu seinen beiden Gefährten: „Nehmt die Spitzhacken, Brüder! Auch unter dem Eise ist Wasser.“

Und sie hämmerten mit Macht darauf los.

Ein Hohngelächter erscholl am Ufer. „Sie wollen das Eis zerschlagen! O, über den Fürwitz!“ Und der alte Tobias hob beschwörend die Hände: „Dünelhafte Toren! Wißt ihr nicht, daß dieses Eis festliegt, solange einer von uns denken kann? Gott hat diesen Gürtel um unser Land gelegt, daß niemand entweicht. Ruft nicht den Horn des Himmels auf euch und uns!“

Ein Wasserstrahl spritzte empor. Noch einmal sausten die Spitzhacken nieder, das Eis barst, und zertrümmerte Schollen wiegten sich auf dem Wasser.

„Seht, seht!“ Sie standen starr vor Staunen.

Und einige liefen eiligst davon, sich auch ein Werkzeug zu holen. Als sie zurückkehrten, schwamm das Boot schon im Wasser. Vorn aber standen Hinrich und seine Gefährten und bahnten sich mit den Hacken einen Weg durch das Eis.

„Wir helfen euch!“ Wieder liefen einige nach Hause, sich eine Art oder dergleichen zu holen. Immer weiter entfernte das Boot sich vom Ufer.

„Vielleicht gibt es doch ein Glücksland,“ sagten die Zurückgebliebenen und sahen sich voll zweifelnder Hoffnung an. „Warum sollen wir hier bleiben? Laßt uns auch Boote bauen und versuchen, das andere Ufer zu erreichen.“

Und immer mehr wurden ergriffen von dem Drange, sich hinauszuwagen. Und immer leichter wurde der Weg für die Nachfolgenden und immer breiter. Dazu wühlte der Sturm das Wasser auf und zog tiefe Risse in den Eisgürtel, der das Land gefangen hielt.

Wie ein Fieber überkam's die Menschen: „Wir müssen für uns selber arbeiten und das Leben wagen! Vielleicht erobern wir doch das Glücksland.“

Boot auf Boot mit freudiger Mannschaft zog Hinrich nach. Und schließlich war's eine große, gewaltige Armee, die das Eis zertrümmerte und vorwärts drang zum anderen Ufer. — Es mußte nur einer anfangen. —

Ernst Prezgang.

o o o

Wie's kam.*

Von Emma Döts.

Der frische Schnee macht glatte Bahn,
Ein Wintertag, trotzdem's schon März,
Und aus der Hauptstadt braust's heran
Ein Schlittenschellen allerwärts.
Von Lachen, Scherz und Lustgetö'n
Der kleine Vorort widerhallt.
Die Schelle klingt, die Schleier wehn,
Und weiter geht's hinaus zum Wald.

Das laute Lachen tönt herein
Auch in die Küche unterm Dach;
Hier ruft nicht Schnee noch Sonnenschein,
Nicht Schellenklang die Neugier wach.
Mit unhörbaren Schritten geht
Durch diesen Raum die graue Not,
Und an dem einz'gen Lager steht
Erwartungsvoll der Hungertod.

Aufs Lager liegt ein Weib gestreckt,
Zwei Kinder dicht an sie geschmiegt,
Mit alten Lumpen zugebedt,
Ein wenig Stroh, worauf sie liegt.
In einem Korbe, rauh und hart,
Ein Säugling ruht so still und kalt;
Statt Bettchen und statt Windeln ward
Ihm eine Decke, schlecht und alt.

Sonst alles leer, kein Hausgerät,
Nicht Tisch noch Stuhl an kahler Wand,
Den Topf, der noch am Herde steht,
Zu schlecht wohl noch der Bettler fand.
Nun schlägt die Frau die Augen auf,
Den Raum durchmiszt ihr matter Blick.
Die Decke zieht sie hoch hinauf,
Dann lehnt sie müde sich zurück.

Und leise spricht sie: „Ist's denn wahr,
Daß hier die Freude je gewohnt?
Daß auch mein eigen Auge klar,
Daß diese Kinder je gelacht?“

* Was dieses Gedicht erzählt, hat sich im vorigen Jahre in Niederschönneweide bei Berlin zugetragen.

Wie war's denn nur, daß alles kam,
Und Not nur und Verzweiflung blieb? —
Mein Mann war gut und arbeitsam,
Hatte mich und die Kinder lieb. —

„Dann stockt' die Arbeit, schlechte Zeit,
Wir nahmen's anfangs nicht so schwer,
Wie lief und frug er weit und breit,
Ob nicht für ihn ein Plätzchen wär.
Doch nirgends brauch't man seine Kraft,
Und langsam troch die Not heran,
Was wir uns mühsam angeschafft,
Ward nach und nach für Brot vertan.

„Zu groß der Arbeitslosen Heer,
Da sank dem Manne Kraft und Mut;
Dann griff zur Branntweinflasche er:
Das war doch zum Vergessen gut.
Und immer größer ward die Not,
Der Mann kam selten mehr nach Haus,
Und hörte er den Schrei nach Brot,
Lief scheltend er aufs neu hinaus.

„Ich selbst, zum helfen, ach, zu schwach,
Die Kinder noch so klein und lieb.
So ward verkauft denn nach und nach,
Bis nichts mehr als die Bettstatt blieb.
Ich wollt' und konnt' mich nicht verstehen
Auf Stehlen oder Bettelrei.
So mußt' es denn zu Ende gehn,
Bald ist der letzte Kampf vorbei.

„Der Kinder Wimmern ist verhallt,
Das mir so weh durchs' Herze schnitt;
Nun ist es still, nun ist es kalt,
Die große Ruhe nimmt uns mit.“ —
Ach nein, der Kampf war nicht vorbei,
's fiel auf, daß man sie nicht gesehn,
Und endlich kam die Polizei,
Um nach der Ordnung hier zu sehn.

Die Frau, die ältesten Kinder beid'
Fand man dem Hungertode nah,
Das jüngste war erlöst vom Leid,
Verhungert lag's im Korbe da. — —
Und draußen, horch, von Lustgetön
Der kleine Vorort widerhallt,
Die Schelle klingt, die Schleier wehn,
Wie herrlich war der Schnee im Wald!

o o o

Das Löten der Metalle.

Manch hübsches Spielzeug können sich tüchtige Kinder selbst machen, wenn sie zu löten verstehen. Weil die Sache gar nicht so schwierig ist, wie es aussieht, will ich euch erzählen, wie

man das macht. Also gut aufgepaßt, zweimal erzähl ich's nicht, und wer nachher nicht löten kann, muß einen Taler Strafe zahlen.

Wenn der Schreiner will, daß zwei aufeinander gelegte Bretter fest aneinander haften, so kann er dies, wie ihr wißt, auf verschiedene Weise erreichen. Heute, wo man in jedem Eisenladen für ein paar Pfennige eiserne Nägel in jeder gewünschten Größe kaufen kann, ist die Sache sehr einfach. Der Schreiner nagelt die zwei Bretter mit passenden Nägeln zusammen und stellt auf diese Weise eine feste Verbindung zwischen ihnen her. Früher mußte jeder Nagel einzeln mit der Hand geschmiedet werden, so wie jetzt noch auf dem Lande manche Schmiede die Hufnägel zum Beschlagen der Pferde machen. Da waren die Nägel viel teurer wie heute. Weil man überdies noch nicht so gut wie jetzt verstand, das Eisen zu gewinnen und zu verarbeiten, war auch dieses selbst teuer, und es verlohnte sich, Nägel aus Holz zu machen. Warum macht ihr so ungläubige Gesichter? Ihr denkt wohl, ich wolle euch zum besten halten und euch etwas vorstulfern? Ich kann euch versichern, der Meister, der mir das Schreinerlehre, hat oft erzählt, wie er als Lehrling, wenn es nicht viel zu tun gab, Holznägel machen mußte. Diese Holznägel haben keine Köpfe, sondern sind kurze, runde, dünne Holzstäbchen. Man mußte, um mit ihnen nageln zu können, ein Loch vorbohren, den Holznagel in Leim tauchen und in das vorgebohrte Loch einschlagen. Wenn ich meinem alten Meister die Geschichte mit den Holznägeln nicht geglaubt haben würde, so hätte ich sie beinahe zwanzig Jahre später doch glauben müssen. Das kam aber so. In der Schweiz hatten wir ein altes Fabrikgebäude umgeändert, in dem früher eine Seidenweberei betrieben worden war, und in dem jetzt elektrische Apparate gebaut werden sollten. Es waren viele alte Schäfte und Kästen vorhanden, die in andere Räumlichkeiten transportiert werden mußten. Wir waren gezwungen, zu diesem Zwecke manche von ihnen auseinanderzunehmen, wobei sich zeigte, daß sie mit lauter Holznägeln zusammengenagelt waren. Nun werdet ihr mir hoffentlich glauben. Ich hatte euch gesagt, daß das Aufeinandernageln von zwei Brettern eine feste Verbindung zwischen ihnen herstellt. Das ist besonders dann der Fall, wenn die Nägel ein bißchen zu lang sind, auf der Rückseite durchgehen und herumgeklopft werden. Wer schon einmal dem Tischler bei der Arbeit zuschauen durfte, der weiß, daß man außer

mit Nägeln auch mit Leim eine feste Verbindung von zwei Brettern herstellen kann. Wißt ihr, wie Leim gewonnen wird? Hautabfälle, Sehnen, Knorpel, Schwimmblasen von Fischen werden solange in Wasser gekocht, bis eine gallertartige Masse entsteht. Nach dem Erkalten wird diese Masse hart und bildet den Leim. Zum Gebrauch wird der harte Leim in Stückchen zerfchlagen, in Wasser aufgelöst, angewärmt und dann gewöhnlich mit einem Pinsel auf die zu vereinigenden Flächen aufgetragen. Waren diese Flächen rein von Schmutz, Öl, Lack, Politur und dergleichen, waren sie nicht zu kalt beim Auftragen des Leims, und hatte man sie, während der Leim trocknete, gut gegeneinandergepreßt: so wird das geleimte Holz gewöhnlich überall eher als an der geleimten Stelle brechen. Sehr oft will man aber die Verbindung der beiden Bretter später wieder bequem lösen können. Das ist möglich, wenn man statt Nägel Schrauben verwendet, die man zurückdrehen kann. Bei Verschraubungen von zwei Brettern spricht man daher von einer lösbaren Verbindung.

Wir haben nun bei der Verarbeitung von Holz feste und lösbare Verbindungen kennen gelernt. Feste und lösbare Verbindungen finden wir auch für die Metalle.

Gewiß hat der eine oder andere von euch schon probiert, irgendwo ein Stückchen Blech festzunageln. Dabei machte er die Erfahrung, daß sich der Nagel umbog. Um das zu vermeiden, mußte das Blech vorher mit einem Loch versehen werden. Wenn der Metallarbeiter — ähnlich wie der Tischler seine zwei Bretter — zwei Metallstücke „zusammennageln“ will, so muß er vorher die beiden lochen. Ist das erfolgt, so steckt er durch sie nicht einen Nagel, sondern eine Niete, die auf der anderen Seite etwas herauschaut. Die Niete sieht aus wie ein dicker Nagel ohne Spitze und ist aus weichem Metall hergestellt, gewöhnlich aus Eisen, für manche Zwecke häufig aus Kupfer. Weich werden die Metalle, wenn man sie glüht und langsam erkalten läßt. Warum müssen wohl die Nieten weich sein? Ei, damit man das herausschauende Ende so zusammenhämmern kann, daß es ebenfalls einen Kopf bildet. Das ist notwendig, damit die Niete nicht herausfallen kann. Wenn ihr die Augen ein bißchen aufmacht, werdet ihr überall an Eisenbauten usw. Nieten entdecken. So sind zum Beispiel die Teile eiserner Brücken, Bahnhofshallen usw. auf solche Weise durch Nieten verbunden. Und diese Verbindungen

heißen feste, weil sie nur durch gewaltsames Wegschlagen der Nietköpfe gelöst werden können. Daß man lösbare Verbindungen zwischen Metallstücken mittels Schrauben erzielen kann, wißt ihr wohl alle. Wir wollen uns deshalb schnell über eine weitere feste Verbindung von Metallstücken unterhalten. Sie hat mit dem Leimen des Schreiners große Ähnlichkeit, es ist — die Lötung.

Am häufigsten wird das Löten mit Zinn vorgenommen, das daher ungefähr wie der Tischlerleim behandelt wird. Wir lochen etwas Zinn, bis es flüssig ist, streichen es dann mit einem Pinsel auf ein Stück Metall, legen das zweite Metallstück darauf, binden beide mit einer Schnur fest zusammen, und wenn das Zinn trocken ist, sind sie fest verlötet. Ja — etsch ausgelacht — so geht das doch nicht! Zuerst müssen wir noch etwas anderes haben, damit die Verbindung hält, und das ist Lötwasser. Gebt acht, daß ihr kein Lötwasser verschüttet, weil das Flecken gibt, die Kleider ruiniert, eiserne und stählerne Gegenstände rosten macht und an kupfernen und messingenen Grünspan hervorbringt. Um Lötwasser zu erhalten, lassen wir uns vom Vater oder sonst einer großen Person ein viertel Trinkglas voll Salzsäure füllen. In diese Salzsäure legen wir vorsichtig einige Zinkspäne oder Abschnitzel von Zinkblech. Das Zink wird von der Salzsäure zerfressen, die Säure schäumt auf wie Sodawasser. Nach einer Stunde etwa gießen wir die ruhig gewordene klare Flüssigkeit vorsichtig in ein Fläschchen; den am Boden des Trinkglases gebliebenen grauen Saß schütten wir in den Wasserstein und lassen gehörig Wasser darüber laufen. In das Fläschchen füllen wir genau so viel Wasser nach, als es schon Flüssigkeit enthält, dann kochen wir es zu, und unser Lötwasser ist fertig.

Weil Salzsäure, aus der wir das Lötwasser herstellten, noch viel schärfer als dieses ist, muß damit doppelt vorsichtig umgegangen werden. Ihr dürft daher das Trinkglas, in dem ihr die Lötensäure bereitet, ja nicht ohne Aufsicht stehen lassen. Wenn jemand davon trinken würde, müßte er unter schrecklichen Qualen sterben, die Säure würde die Speiseröhre und den Magen zerfressen. Wenn ihr aber das Glas nach Gebrauch gut mit Wasser ausspült, so kann es unbedenklich wieder als Trinkgefäß verwendet werden. Solltet ihr doch aus Unvorsichtigkeit oder Ungeschick Salzsäure irgendwo hingebracht haben, wo sie nicht hingehört, so gießt nur rasch und reichlich Wasser

darauf, damit sie schnell unschädlich gemacht wird.

Und nun zum Löten selbst. Wir nehmen als erste Probe zwei Blechstreifen und wollen sie miteinander verlöten. Zunächst muß die Stelle, an der gelötet werden soll, mit einem Schaber blank gemacht werden. Der Schaber ist eine scharfgeschliffene Dreikantfeile, die zur Not auch einmal durch ein altes Messer oder ein Stück Schmirgelpapier ersetzt werden kann. Mit einem Hölzchen bringen wir einen Tropfen Lötwasser auf die blank gemachte Stelle und legen ein Körnchen Zinn dazu. Nun halten wir die Stelle über die Flamme einer Spirituslampe, und siehe: rasch verdunstet das Lötwasser, das Zinn schmilzt und breitet sich über die blanke Fläche aus.

Mit dem zweiten Blechstreifen verfahren wir genau ebenso und haben nun beide Streifen an der zu lötenden Stelle verzinnt. Nun bestreichen wir die verzinnten Stellen beider Streifen wieder mit etwas Lötwasser, drücken sie aneinander und halten sie so zusammen in die Flamme. Das Lötwasser verdunstet, an beiden Streifen schmilzt das Zinn und verbindet sich miteinander. Natürlich müssen wir jetzt das Ganze aus der Flamme bringen, und es dabei noch kurze Zeit zusammenhalten, bis das Zinn erkaltet. Dann erst ist die feste Verbindung zweier Metalle durch Lötlung fertig. Daß das Zinn dabei, ähnlich wie der Leim beim Holz, die Metalle verbindet, werdet ihr ohne weiteres begreifen; die Rolle, die das Lötwasser dabei spielt, ist euch jedoch dunkel. Ich will sie euch erklären. Wir hatten zu allererst die beiden Blechstreifen rein und blank gemacht, denn das Zinn verbindet sich nur mit reinem Metall. Ihr habt gewiß schon beobachtet, daß die meisten Metalle ein unsauberes Aussehen erhalten, wenn sie längere Zeit an der Luft liegen. Dieses schmutzige Außere entsteht, weil in der Luft Sauerstoff enthalten ist, der sich mit der Oberfläche der Metalle verbindet. Man nennt diesen Vorgang das Oxydieren der Metalle. Die Schicht an der Oberfläche eines Metalles, die nach dessen Verbindung mit Sauerstoff entsteht, heißt Oxyd. Der Name kommt aus dem Griechischen und bedeutet sauer. Wenn Metall erwärmt wird, so verbindet es sich noch viel rascher mit dem Sauerstoff der Luft als in kaltem Zustand. Bei unserer Lötlprobe muß sich dank der nötigen Erwärmung sowohl an dem zu lötenden Blech als auch am Zinn ein Oxydhäutchen bilden, das sie wie ein engankliegen-

der Mantel umgibt. Dieses Oxydhäutchen verhindert aber, daß die beiden Metalle sich miteinander verbinden können. Das Lötwasser zerflört den trennenden Oxydmantel, und damit steht der Vereinigung der beiden Metalle nichts mehr im Wege.

Das Löten über der Flamme ist das einfachste Verfahren. In vielen Fällen ist es jedoch bequemer, die zum Löten nötige Wärme in einem kupfernen Lötkolben aufzuspeichern und die Gegenstände, die man löten will, mit diesem Kolben zu erwärmen. Warum und wie man das macht, werde ich euch das nächste Mal erzählen, wenn wir unsere Lötkunst brauchen, um ein schönes Spielzeug herzustellen. Hebt euch dieses Blatt gut auf, damit ihr jederzeit nachlesen könnt, wie man lötet und nicht den Taler Strafe bezahlen muß.

A. Schütze, Ingenieur.

o o o

Jack, der Spaz.*

Soll ich euch die Geschichte von dem Vogel erzählen, der Meister Lampe verleumden wollte? Es war einer von den kleinen Späßen, die nie den Schnabel halten können, auch heute noch nicht. Bald sind sie hier, bald dort, immer horchen und zanken sie, genau wie dazumal. Saß da eines Tages Meister Lampe am Waldrand, ganz traurig und niedergeschlagen, weil man zur Abwechslung einmal ihn überlistet hatte. Er ärgerte sich auch darüber, daß die lieben Nachbarn sich so wenig um ihn kümmerten. „Ei was,“ sagte er schließlich, „man soll wenigstens wissen, daß ich besser bin als Bruder Reineke.“

Das hörte Jack der Spaz, der über ihm auf einem Baume saß. „Warte,“ rief Jack so laut er konnte, „das erzähl' ich Bruder Reineke, das erzähl' ich!“ Lampe war furchtbar erschrocken und wußte nicht, was er anfangen sollte. Er wollte auf alle Fälle mit Reineke sprechen, bevor Jack dort gewesen wäre, deshalb rannte er aus Leibeskräften und war noch nicht weit fort, als er dem Bruder Reineke begegnete. „Lieber Bruder,“ sagte Lampe, „was ist das zwischen Euch und mir? Ich weiß es wohl, daß Ihr mich und meine Familie an den Bettelstab bringen wollt, aber sagt doch, was habe ich Euch getan?“

* Aus „Meister Lampes lustige Streiche und Abenteuer“. Von Martin Voeltz, mit Bildern von W. Liebenwein. Verlag von E. Nisner, Nürnberg.

„Wer hat Euch das erzählt?“ schrie Reineke entrüstet, „wer hat Euch das Märchen aufgebunden?“ Lampe wollte erst nicht mit der Sprache heraus, aber als Reineke darauf bestand, gab er schließlich zu verstehen, daß er es von Jack dem Späzen hätte. Reineke verspürte keine Lust, sich in ein längeres Gespräch einzulassen und setzte seinen Weg ruhig fort. Raum aber hatte er ein paar Schritte getan, da kam Jack angefliegen und ließ sich auf einem Brombeerbusch nieder, der in der Nähe stand.

„Reineke, Reineke,“ schrie er. Der tat, als hörte er nichts und trottete weiter.

„Reineke, o Bruder Reineke, einen Augenblick nur, ich hab' Euch etwas zu erzählen, das Euch in Erstaunen versetzen wird.“ Auch jetzt noch stellte sich Reineke, als ob er nichts hörte, legte sich vielmehr auf der Straße hin und streckte sich, als ob er schlief. Der kleine Jack flog näher und schwatzte immerfort; Reineke lag da wie tot. Da hüpfte Jack auf den Boden, tänzelte zwischen den Blättern hin und her und machte so großen Lärm, daß Reineke sich nach ihm umschauen mußte.

„Wenn du mir etwas zu sagen hast, kleiner Wicht,“ brummte er, „so setz' dich auf meinen Schwanz, ich bin auf einem Ohre taub und mit dem anderen kann ich nichts hören. Setz dich auf meinen Schwanz!“ Jack tat das.

„Klettere auf meinen Rücken,“ rief Reineke, „ich bin taub auf einem Ohre und kann mit dem anderen nichts hören.“ Jack hüpfte auf den Rücken.

„Spring auf meinen Kopf, Jack, ich bin taub auf einem Ohre und kann mit dem anderen nichts hören.“ Jack sprang auf Reinekes Kopf.

„Ach Jack,“ sagte er zuleht, „sei doch so gut und setz' dich auf meine Zähne, ich bin taub auf einem Ohre und kann mit dem anderen nichts hören.“ Da hüpfte Jack in den großen Rachen hinein und dann...

(Macht einmal euern Mund recht weit auf und schnappt zu, wenn ihr wissen wollt, wie es dem Schwäger Jack ergangen ist.)

o o o

Die hundertjährige Aloe.

Es war einmal ein großes Treibhaus, das einem reichen, menschenscheuen Sonderling gehörte. Der verwendete seinen fabelhaften Reichtum darauf, sich die schönsten und seltensten Pflanzen anzuschaffen. Sein Treibhaus war größer, besser eingerichtet und reicher an

Pflanzen als die berühmtesten Treibhäuser der Welt. Die wundersamsten und seltsamsten Pflanzen, die Palme des Südens wie das farblose Polarmooß gediehen in ihm ebenso frei wie in ihrer Heimat. In dem Treibhaus sah man Dattelpalmen mit ihren schönen, gefiederten Blättern; Feigen und Bananen, Sago- und Kokospalmen streckten dem Glasdach ihre langen, nackten Stämme entgegen, deren Spizzen von Blätterbüscheln gekrönt wurden. Hier standen so seltene Gewächse, wie der Ebenholzbaum mit seinem starken, eisenharten Stamme; große Sträucher der wilden Mimose, deren Blätter sich bei der leisesten Berührung blüßschnell zusammenlegen; Drachenbäume, aus deren Blattstengeln dicker, blutroter Saft quillt; in einem großen Wasserbecken wiegte sich die Vittoria Regia. Jedes ihrer Blätter ist so groß und stark, daß es ein Kind tragen kann. Neben ihr leuchteten die weißen Kelche der Lotosblume, die nur nachts ihre zarten Blüten entfaltet. Zypressen, Oleander mit rosaroten Blüten, Orangen- und Mandelbäume, wohlriechende chinesische Akazien und Lorbeerbäume bildeten dunkle, duftende Wände. Tausende der verschiedensten Blumen erfüllten mit ihren zarten, kräftigen oder betäubenden Düften die Luft des Gewächshauses. Bunte Nelken atmeten starke, würzige Gerüche aus, neben ihnen wuchsen helle japanische Chrysanthemem, sinnige Narzissen, Hyazinthen und Levkojen, silberweiße jungfräuliche Maiglöckchen, weiße Panzrakazien voll schweren, betäubenden Duftes. Hier erblickte man lilasfarbene Hütchen der Hortensie, lieblich duftende Veilchen, wachsgleiche Tuberosen, die von der Insel Java herkommen, wohlriechende spanische Wicken, große Pfingstrosen und Verbenern, die die reichen Schönen im alten Rom in ihre Badewanne zu schütten pflegten, weil sie ihnen die Kraft zuschrieben, der Haut eine wunderbare Zartheit und Frische zu verleihen. Hier prangten auch die herrlichsten Rosen in allen Farben und Farbenschattierungen: neben purpurnen und braunroten Blüten schimmerten zartrosa, dunkelgelbe, leuchteten schneeweiße Rosen. Im Treibhaus blühten noch viele andere Blumen, denen die Natur den Duft versagt hat, die aber um so schöner und prachtvoller von Farbe und Gestalt sind. Da waren die kalten, stolzen Kamelien, die bunten Azaleen, die chinesischen Lilien, holländische Tulpen, die leuchtenden Georginen und die schwer herabhängenden Astern auf ihrem dünnen, schwankenden Stiele.

Es gab aber im Treibhaus eine Pflanze, die sich weder durch Schönheit noch durch Duft auszeichnete, sondern nur durch ihre große Häßlichkeit auffiel. Ganz unten an ihrem Wurzelstock wuchsen lange, schmale, fleischige, mit Stacheln besetzte Blätter, die sich nicht emporriekten, vielmehr beinahe platt auf der Erde lagen. Am Tage fühlten sich die Blätter kalt an, nachts wurden sie langsam warm. Niemals glänzte zwischen den Blättern eine Blüte, dafür ragte aus ihnen ein langer, gerader, grüner Schaft in die Höhe. Die Pflanze war die hundertjährige Aloe.

Die Blumen im Treibhaus lebten ihr eigenes Leben, das den Menschen unverständlich war. Es fehlte ihnen zwar die Sprache, doch verständigten sie sich auf ihre eigene Weise miteinander. Vielleicht bedienten sie sich zu diesem Zwecke des Duftes, vielleicht auch half ihnen der Wind dabei, der den Blütenstaub von Kelch zu Kelch trug, oder die warmen Sonnenstrahlen, die durch das Glasdach und die Glasfenster des Treibhauses drangen, spielten die Vermittler. Wenn es Ameisen und Bienen verstehen, sich so wunderbar mit ihresgleichen zu verständigen, weshalb sollte dies den Blumen ganz unmöglich sein?

Manche Blumen dieses Gewächshauses bekämpften und beschiedeten sich, andere dagegen liebten sich und vertrauten einander. Viele wetteiferten miteinander an Schönheit, Duft und Schlankheit des Wuchses. Es gab auch Pflanzen, die stolz auf ihr altes, vornehmes Geschlecht waren. An hellen Frühlingstagen, wenn das Treibhaus ganz in goldenen Sonnenschein gehüllt schien und in den geöffneten Blumenkelchen Tauperlen zitterten, geschah es zuweilen, daß die Blumen sich in lange Gespräche verloren. Sie erzählten sich dann wunderbar duftende Geschichten von fernem, heißen Wüsten, dunklen, schattigen und feuchten Waldwinkeln, von seltsamen Insekten, die nachts hell leuchteten, vom weiten blauen Himmel der Heimat und der freien Luft der fernen Felder und Wälder. Nur die hundertjährige Aloe schwieg. Sie war ein Fremdling in diesem Kreise geblieben. Sie kannte weder Freundschaft noch Mitgefühl. Während der langen Jahre, die sie im Treibhaus fern von der Heimat zugebracht hatte, war ihr von niemand Liebe oder Freundschaft gezeigt worden. Sie hatte sich allmählich an die allgemeine Verachtung gewöhnt und ertrug sie schweigend, allein tief in ihrer Brust schlummerte der heimliche Schmerz darüber. Sie war es gewöhnt,

der ewige Gegenstand des allgemeinen Spottes zu sein, die Blumen verzeihen ihren Schwestern Häßlichkeit nie.

An einem Julimorgen erblühte einst im Gewächshaus eine seltene Rose von Kashmir von wunderbarer Schönheit und herrlichem Duft. Sie war karminrot und ein dunkler sammetiger Glanz lag auf ihr. Als die ersten Sonnenstrahlen durch die Scheiben blühten und eine Blume nach der anderen nach leichtem nächtlichen Schlummer erwachte und die erschlossene Rose schaute, wurden von allen Seiten Ausrufe des Entzückens laut: „Wie schön ist diese junge Rose! Wie frisch leuchtet sie und welch wunderbaren Duft haucht sie aus! Sie wird die Zierde unserer Gesellschaft sein. Sie ist unsere Königin.“ So klang es von allen Seiten. Schamhaft erröthend, in goldiges Sonnenlicht getaucht, lauschte die Rose diesem Lob. Endlich erwachte auch die unglückliche Aloe, blickte auf und erbehte vor Entzücken, als sie die Rose sah. „O, wie schön bist du,“ flüsterte sie, von Bewunderung hingerissen. Kaum aber waren ihr diese Worte entfallen, so erschallte im Treibhaus lautes Gelächter. Die aufgeblasenen hochmütigen Tulpen wollten sich vor Lachen ausschütten, die Blätter der schlanken Palme zitterten in verhaltener Heiterkeit, die Maiglöckchen klingelten spöttisch lachend dazwischen, ja selbst die bescheidenen Veilchen lächelten mitleidig.

„Scheusal,“ rief endlich die dicke Pfingstrose aus, die an einen Stock gebunden war. „Wie konntest du dich erfreuen, der Rose ein Kompliment zu machen? Begreifst du denn nicht, daß selbst deine Begeisterung widerlich ist?“

„Wer ist es, der zu mir gesprochen hat?“ fragte lächelnd die junge schöne Rose.

„Ach, eine Mißgeburt!“ rief die Pfingstrose aus, „niemand von uns weiß es, wer sie ist und woher sie stammt. Man nennt sie — ha, ha, ha — die Hundertjährige.“

„Ich wurde als ganz kleiner Baum hierher gebracht,“ sagte eine hohe alte Palme, „aber damals war sie schon ebenso groß und auch ebenso häßlich wie jetzt!“

„Sie blüht nie,“ mischte sich der Oleander ins Gespräch.

„Aber dafür ist sie ganz mit Stacheln besetzt,“ fügte die Myrthe hinzu. „Wir können uns nicht genug über die Menschen wundern, die diesem Scheusal eine viel größere Liebe und Pflege angedeihen lassen als uns. Man könnte beinahe meinen, die Hundertjährige sei irgend eine kostbare Seltenheit.“

„Ich begreife recht wohl, weshalb sie gepflegt wird,“ sagte die Pfingstrose, „solche Ungeheuer sind so selten, daß man sie in hundert Jahren nur einmal findet. Vielleicht heißt man sie darum auch die ‚Hundertjährige‘.“

Bis zur Mittagstunde höhnten so alle Pflanzen die arme Aloe, die schweigend ihre kalten Blätter gegen den Boden gedrückt hatte. Am Nachmittag wurde es unerträglich schwül. Ein Gewitter lag in der Luft. Immer dunkler und drohender wurden die Wolken, die am Himmel vorüberjagten. Bald war die Luft im Treibhaus so drückend, daß die Pflanzen kaum zu atmen vermochten. Würde senkten die Blumen ihre Köpfe und erwarteten schweigend und unbeweglich, daß es draußen regnen werde. Endlich rollte wie aus weiter Ferne der erste dumpfe Donnerschlag. Er klang wie das Brüllen eines nahenden wilden Tieres. Eine Minute lang herrschte drückende Stille, dann schlugen schwere Regentropfen gegen die Bretter, welche der Gärtner beim Nahen des Gewitters schließend vor die Scheiben gelegt hatte. Nächtliches Dunkel umgab die Pflanzen. Da vernahm die frisch erblühte Rose in ihrer Nähe ein leises, kaum vernehmbares Flüstern. „Höre mich an, du Schönste der Schönen. Ich bin es, die von allen verachtete und von niemand geliebte unglückliche Aloe, deren Bewunderung dir heute ein Lächeln abgerungen hat. Das Dunkel und das Gewitter machen mich heiter. Ich liebe dich, du Herrliche, stoße mich nicht von dir...“ Doch die Rose schwieg, erschöpft von der Schwüle und der Angst vor dem Gewitter.

„Höre mich an, o Rose! Ich bin mißgelaftet, meine Blätter sind mit Stacheln bewehrt und stechen, dir will ich das Geheimnis meiner Herkunft enthüllen. Wisse, ich stamme aus den Urwäldern Amerikas. Dort, wo die Vianen sich um tausendjährige Boababs unblösig schlingen, dort ist meine Heimat. Einmal in hundert Jahren blühe ich, um nach drei Stunden zu wellen und zu sterben. Aus meinen Wurzeln sprießt dann ein neuer Keim, der sich zur Pflanze entwickelt, die häßlich und verachtet wächst, bis nach hundert Jahren ihre kurze Stunde des Blühens und des Glückes schlägt. Schon fühle ich, daß ich in wenigen Stunden erblühen werde, verachte meine Liebe nicht, du Herrliche. Mache mich glücklich.“ Die Rose aber senkte das Haupt und sprach kein Wort.

„Rose, für einen Augenblick des Glückes von dir geliebt zu sein, biete ich dir mein ganzes Leben. Genügt dies deinem Stolze nicht, du

Königin der Blumen? Wenn die ersten Strahlen der Morgensonne...“

In diesem Augenblick entlud sich das Gewitter mit furchtbarer Gewalt, daß die Aloe verstummen mußte. Als sich das Gewitter gegen Morgen verzogen hatte, ertönte ein Geknatter, als ob Gewehrsalven abgegeben würden. „Die Aloe ist aufgeblüht,“ sagte der Gärtner und eilte hinaus, um seinen Herrn zu wecken, der dies Ereignis schon seit einer Woche voll Ungeduld erwartete. Schnell wurden die Bretter von den Läden entfernt und eine Anzahl Leute umringten bewundernd die Aloe. Auch die Blumen wandten voll schweigenden Staunens ihre Köpfe der Aloe zu, deren grüner häßlicher Schaft herrliche weiße Blütenbüschel trug von nie gesehener Schönheit und köstlichem Duft. Doch schon nach einer Stunde begannen die weißen Blütenblättchen sich kaum bemerkbar zu röten, färbten sich allmählich dunkler und dunkler, wurden purpurn und schließlich ganz schwarz. Als die Sonne ihre ersten Strahlen ins Treibhaus schickte, welkte eine Blüte der Hundertjährigen nach der anderen und nichts blieb davon als die farblose, verdorrte, häßliche Staupe. Die herrliche Blume starb — um nach hundert Jahren wieder zu erblühen und zu sterben.

Die Aloe ließ traurig ihr Köpfschen sinken.
Aus dem Russischen des A. Kuprin von od.

o o o

✕ Rinderreim.

Von Gustav Falke.

Rische, rasche, rusche,
Der Hase sitzt im Busche,
Woll'n wir mal das Leben wagen?
Woll'n wir mal den Hasen jagen?

Rusche, rasche, rische,
Der Hase sitzt bei Tische,
Siehst du dort im grünen Kohl ihn?
Flink, nun lauf mal hin und hol' ihn.

Rische, rusche, rasche,
Haft ihn in der Tasche?
Was? Er ist ins Feld gegangen?
Ätsch! Kann nicht mal Hasen fangen!

Verantwortlich für die Redaktion:
Franz Maria Jettin (Hundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von Carl Zenger in Stuttgart.